

dtv

Bei einem Klassentreffen wird der Lehrer Eric Janson auf der Schultoilette erschlagen. Auch nach Befragung der zahlreichen Teilnehmer des Treffens, Exschüler wie Lehrer, haben Kommissar Vegter und seine Kollegen noch keine heiße Spur. Doch sie können sich allmählich ein Bild von dem Toten machen: Er war zwar fachlich kompetent, jedoch anmaßend und eitel, stellte Schüler und Kollegen gern bloß. Grund genug, ihn umzubringen? Oder ist der Täter in Jansons Familie zu suchen? Seine Frau hatte sich vor langer Zeit von ihm getrennt, seine Exgeliebte erpresste ihn offenbar. Womit? – Auch Eva Stotijn war bei dem Klassentreffen. Ihr hatte Janson als Schülerin Schreckliches angetan. Ihr einstiger Mitschüler David, dem Eva auf dem Klassentreffen wiederbegegnet ist, nutzt sein Wissen darüber aus, um sie immer mehr unter Druck zu setzen ...

»Ein Musterbeispiel für einen intelligenten Krimi.« (Het Parool)

»Spannung, raffiniert ausgearbeitete Figuren und ein eleganter Stil zeichnen diesen Krimi aus.« (GPD)

Lieneke Dijkzeul hat bereits mehrere Romane veröffentlicht und gilt als eine der herausragenden Krimiautorinnen der Niederlande. Bei dtv ist bisher erschienen: ›Vor dem Regen kommt der Tod‹ (dtv 24855).

LIENEKE DIJKZEUL

Schweigende Sünde

Kriminalroman

Aus dem Niederländischen
von Christiane Burkhardt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Lieneke Dijkzeul
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Vor dem Regen kommt der Tod (24855)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2006 Lieneke Dijkzeul
Titel der niederländischen Originalausgabe:
›De stille zonde‹ (Ambo/Anthos Uitgevers, Amsterdam 2006)
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von
plainpicture/anneKathringreiner
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Scala 9,75/12,5
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21356-1

I

Der Körper war vollkommen entspannt, so als schlief er. Er lag mehr oder weniger auf der rechten Seite, das linke Bein halb angezogen und auf das Knie gestützt, das rechte gestreckt. Der Kopf ruhte auf dem leicht angewinkelten rechten Arm, der linke Arm auf der Hüfte, die Hand berührte kurz vor dem Bauch den Boden.

Die ideale Schlafhaltung für eine hochschwängere Frau. Aber hier handelte es sich um den Körper eines Mannes.

Er wirkte gepflegt. Die im Nacken ein wenig zu langen Haare waren dick, leicht gewellt, silbergrau und frisch gewaschen, die Nägel kurz geschnitten und poliert, der Siegelring am linken Ringfinger war von guter Qualität.

Es war kein junger Körper, ja im Grunde nicht einmal mehr der eines Mannes mittleren Alters. Aber er war gut in Form und modisch gekleidet. Er trug einen anthrazitfarbenen Nadelstreifenanzug, ein hellblaues Hemd und eine Krawatte mit silbernen Streifen, die die Haarfarbe noch zusätzlich betonten.

Nur die Schuhe passten nicht: Braun, zu plump und mit sportlichen Nähten. Wanderschuhe. Die Socken dagegen stimmten wieder. Sie waren nicht schwarz – Busfahrer tragen schwarze Socken –, sondern einfarbig dunkelgrau. Das

linke Hosenbein war hochgerutscht, sodass ein Teil seiner blassen, dunkel behaarten Wade zu sehen war.

Das nackte Bein bildete einen merkwürdigen Kontrast zu der Kraft und Autorität, die der Körper ausstrahlte. Es ließ ihn verletzlich, ja beinahe obszön wirken. Hätte sich derjenige, dem dieser Körper gehörte, sehen können, hätte er das Hosenbein sicherlich nach unten gezogen, die Krawatte zurechtgerückt und die Hände gewaschen. Er hätte einen prüfenden Blick in den Spiegel geworfen und wäre sich mit einem Kamm durchs Haar gefahren. Doch auch der Kamm hätte weder die Delle in der rechten Schläfe noch die aufgeschürfte Haut verbergen können.

Es hätte ihn geärgert, dass er so unelegant im Weg lag, direkt vor der Tür, sodass niemand hereinkonnte.

Aber das machte nichts. So, wie die Dinge lagen, spielte das keine Rolle mehr. Außerdem gab es niemanden, der hereinwollte. Und bislang auch niemanden, der ihn vermisste.

2

Eva sah Irene, kaum dass sie den Bahnsteig betreten hatte. Sie erkannte sie sofort: Sie hatte die Hände in die Hosen gesteckt und eine vollgestopfte Tasche umgehängt. Ihre Haare waren zu einem lässigen Knoten hochgesteckt, und die Jacke saß vorne schief, als hätte man sie falsch zugeknöpft.

Instinktiv wich Eva einen Schritt zurück. Musste das jetzt schon sein? Wie geht es dir, und was machst du so? Und dann dieses peinliche Schweigen und verzweifeltes Suchen nach einem anderen Thema. Sie hätte doch das Auto nehmen, die Fenster schließen, das Radio anmachen und den Gurt anlegen sollen, der sie fest an ihrem Platz hielt. Doch dann gab sie sich einen Ruck. Sie hatte es so gewollt, sie hatte sich darauf vorbereitet. Sie klopfte Irene auf die Schulter.

»Irene Daalhuyzen, richtig?«

Kurzes Staunen, doch dann legten sich zwei Hände auf ihre Schultern. »Eva!«

Drei Küsschen auf die Wangen. »Du hast dich kein bisschen verändert!«

»Du dich auch nicht.« Eva öffnete den obersten Knopf von Irenes Jacke und schob ihn durch das richtige Knopfloch.

Es war die richtige Geste. Irenes Lachen schallte über den

ganzen Bahnsteig. Gehorsam knöpfte sie auch die anderen Knöpfe richtig zu.

»Ich sah dich direkt wieder vom Schulhof radeln, mit deiner Tasche, die schon fast vom Gepäckträger fiel«, sagte Eva entschuldigend.

»Und mit Hosenklemmen.« Leicht wehmütig betrachtete Irene die überschlanke Gestalt vor ihr, das dunkle, glatt auf die Schultern fallende Haar, die gut sitzende Hose, den Hauch Lipgloss und das Gesicht, das sonst keine Schminke nötig hatte. »Als ich losging, war ich fest davon überzeugt, gut auszusehen.«

»Das tust du auch.«

Irene strich über ihre Hüften. »Das Gesetz der Schwerkraft hat sich inzwischen bestätigt. Nach drei Kindern bin ich ganz schön aus der Form gegangen.«

»Gleich drei!«

»Und ein Hund. Aber der ist gekauft. Und einen Mann habe ich natürlich auch noch.«

»Ist der auch gekauft?« Eva grinste.

»Im Grunde schon«, sagte Irene frech. »So wie alle Männer. Wie schön, dich zu sehen! Da kommt die U-Bahn.«

»Du siehst glücklich aus.« Eva musterte Irene, die ihr gegenüber saß. »Zufrieden.«

»Du meinst bieder.« Irene nahm die Spange aus ihren Haaren und zog nacheinander einen Duploriegel, eine geschälte Apfelhälfte, eine Packung Taschentücher und eine gestreifte Kindersocke aus ihrer Tasche, bis sie den Kamm fand, den sie suchte. »Diese Tasche ist so etwas wie die Büchse der Pandora. Man dürfte sie eigentlich gar nicht öffnen. Und, was hast du in der Zwischenzeit alles so gemacht?«

»Ich habe Psychologie studiert, aber aus den falschen

Motiven heraus – das wäre also abgehakt. Jetzt habe ich einen Job und ein Kind.«

»Aber keinen Mann?«

»Nein. Es hat nicht funktioniert.«

Irenes Blick wurde weich. Das war ein heikles Thema. Sie verstaute den Kamm und zog den Reißverschluss ihrer Tasche zu. »Ich weiß auch nicht, warum es bei uns klappt. Du kennst mich ja: Nach den Gesetzen der Logik hätte sich Joost längst verkrümmeln müssen, und zwar mit einer feschen Blondine, die alles vorweisen kann, was ich nicht habe.«

»Mit Gesetzen scheinst du dich ja noch gut auszukennen.«

»Ein ganz oder teilweise in eine Flüssigkeit getauchter Körper ...«

Sie lachten.

Eva ließ die Schultern kreisen, und ihre Anspannung ließ etwas nach. Das war eine gute Übung für später. Außerdem lief es besser als erhofft. Andererseits war Irene schon immer sehr umgänglich gewesen.

»Arbeitest du?«

»Meine Kinder sind zwei, vier und fünf«, sagte Irene. »Also nein. Obwohl es gehen würde, wenn ich es unbedingt wollte. Aber komischerweise will ich gar nicht. Ich bin nicht faul, das nicht – mit den drei Nervensägen habe ich alle Hände voll zu tun. Aber im Moment habe ich gar nicht das Bedürfnis, mich da rauszuwagen. Auch wenn ich das auf Joosts Geburtstags- und Personalfeiern niemals zugeben würde. Dort behaupte ich, dass ich meine Kreativität auslebe.«

»Und dann?«

»Dann nicken alle, und jeder denkt sich seinen Teil. Wusstest du, dass Lantingh tot ist?«

Hinter der zynischen Fassade verbarg sich so etwas wie Feingefühl.

»Nein«, sagte Eva, dankbar dafür. »Das ist mir neu. Ich hätte ihm gern erzählt, dass das Einzige, woran ich mich noch erinnern kann ...«

»... die Schlacht bei Nieuwpoort ist«, ergänzte Irene. »Er hatte vor wenigen Monaten einen Herzinfarkt. Ich weiß es von Bob. Er war gerade erst in Pension gegangen, hatte sich im Garten ein Gewächshaus gebaut und wollte Fuchsien züchten. Vielleicht waren die sein Untergang.«

Dieser Ton war Eva vertraut. »Wie geht es Bob? Siehst du ihn öfter?«

»Er ist Fotograf geworden, genau wie er es wollte. Ich bin ihm vor ein paar Wochen zufällig begegnet. Er trägt die Haare immer noch lang.«

»Und Springerstiefel?«

»Und Springerstiefel. Der wird noch von sich reden machen, sobald er den richtigen Auftrag bekommt. Er hat nach dir gefragt.«

»Ich werde ihm gleich höchstpersönlich hallo sagen.«

Irene lachte und stand auf. »Wenn du wirklich dorthin willst, musst du jetzt aussteigen.«

Ihre Jacke hatte hinten einen Fleck, genau zwischen den Schulterblättern, und der Saum war an zwei Stellen eingerissen. Wie vertraut sie ihr doch war, dachte Eva. Ihre Stimme, ihre Gestik, der fein gezeichnete Amorbogen ihrer Oberlippe, die Art, wie sie beim Nachdenken den Kopf abwandte. Ganz so, als wären keine dreizehn Jahre vergangen. Vielleicht waren die anderen genauso leicht wiederzuerkennen und ganz sie selbst geblieben. Vielleicht war sie die Einzige, die sich verändert hatte oder sich zumindest hatte verändern wollen.

*

»Ich verstehe nicht, warum ich nicht mitdarf«, sagte Mariëlle. »Und das an einem Samstag! Wir hätten etwas trinken oder shoppen gehen können. Oder erst shoppen und dann was trinken gehen.«

Sie betrachtete ihre Nägel. Am rechten Zeigefinger blätterte der Lack ab. Der neue Oberlack war nicht so gut, wie man es bei dem Preis erwarten durfte. Sie fuhr mit ihrem Daumen über den Nagel. Eingerissen war er außerdem. So viel zum Thema Maniküre.

»Jetzt fang nicht wieder davon an!«, sagte David gereizt. »Was willst du denn dort? Du kennst da doch niemanden. Ich würde dich auch nicht begleiten wollen. Zu einem Klassentreffen geht man allein.«

»Und danach hätten wir noch irgendwo etwas essen gehen können«, sagte Mariëlle. »Aber falls du nicht allzu lange bleibst, klappt es ja vielleicht trotzdem noch. Wir könnten den neuen Thailänder ausprobieren. Laut Cis ist er gut.« Sie schaute zwischen ihren Knien hindurch unters Sofa, zog eine Handtasche hervor und wühlte darin herum auf der Suche nach einer Nagelfeile.

David trank sein Glas aus und knallte es auf den Tisch. »Keine Ahnung, wie lange ich bleibe. Das hängt ganz davon ab, wer alles da ist und ob es gemütlich wird.«

Sie deutete mit der Feile in seine Richtung. »Ich hätte nie gedacht, dass du das Wort ›gemütlich‹ auch nur in den Mund nimmst! Du hasst Gemütlichkeit.«

»Geh doch mit Cis zum Thailänder.« Er stand auf. »Dann kannst du auch endlich den Anzug aus der Reinigung holen. Der hängt schon seit einer Woche dort.«

Damit war das Gespräch beendet. Das Wochenende beendet. Mariëlle warf die Nagelfeile zurück in die Handtasche und schob diese mit dem Fuß wieder unters Sofa. »Ich werde mit Cis shoppen und etwas essen gehen.«

»Tu, was du nicht lassen kannst.« Er stand schon im Flur.

Ein Klassentreffen. Wer um Himmels willen ging noch auf Klassentreffen? Männer mit weißen Socken und Sandalen, die dort Schulfreunde trafen, die noch immer den typischen Studentenzopf hatten, obwohl sie längst zu alt dafür waren.

Sie konnte sich nicht zwischen der engen Hüftjeans und der neuen weißen Leinenhose entscheiden, die angenehm weit war und tiefe Taschen hatte. Auf diese Weise konnte man die Schlüssel nicht verlieren und sie sogar noch finden, wenn man angetrunken vor der Haustür stand.

Sie zwängte sich in die Jeans und betrachtete sich im Spiegel. Er ging doch bloß dorthin, weil es für ihn das erste Mal war. Wenn er zurückkam, würde er sarkastische Anekdoten über seine spießigen Mitschüler erzählen. Er hatte nach wie vor eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe. Als sie ihn kennenlernte, hatte sie ihn für seine gehässigen Imitationen bewundert.

Sie drehte sich und zog den Bauch ein. Konnte sie diese Hose noch anziehen? Natürlich. Sie könnte sogar den schwarzen bauchfreien Pulli dazu tragen. Aber es fühlte sich nicht gut an.

Sie schlüpfte aus der Hose, warf sie aufs Bett und zog die weiße an. Dazu passte der schwarze Pulli ebenfalls. Vielleicht sogar noch besser. Sie zog ihr T-Shirt aus, schob einen BH-Träger nach unten und betrachtete den Einschnitt, den dieser in der Haut hinterlassen hatte. Komisch, dass einem der Büstenhalter zuerst zu eng wurde. Sie hakte ihn auf und fuhr sich über die juckenden Brustwarzen. Das Kind war doch im Bauch, was hatten die Brüste damit zu tun? Und was hieß hier Kind: Noch war es ein

undefinierbarer Zellhaufen, der kaum etwas Menschliches hatte. Der aber verdammt schnell wuchs. Jetzt war der Haufen schon um ein Vielfaches größer als noch vor wenigen Wochen.

Sie zog einen neuen BH aus der Schublade. Er war eigentlich ein Fehlkauf gewesen, weil schlichtweg zu groß, aber jetzt saß er wie angegossen. Sie musste es David sagen, hätte es ihm schon längst sagen müssen.

Sie setzte sich auf die Jeans, pulte an ihrem eingerissenen Fingernagel herum und fragte sich, warum sie zig Euro für Nägel ausgab, die ohnehin nie aussehen würden, wie sie es sich vorstellte. Sie könnte ihr Geld sinnvoller ausgeben, Babys waren teuer.

Kurz entschlossen ging sie ins Bad, um die Schere zu holen. Weg mit den Raubtierkrallen! Sie schnitt die Nägel so kurz, dass sich ihre Fingerkuppen merkwürdig nackt anfühlten. Zufrieden betrachtete sie ihre Hände. Krankenschwesterhände. Zupackende Hände.

Im Wohnzimmer klingelte das Telefon. David war das ganz bestimmt nicht. David unternahm nie Versöhnungsversuche, das überließ er ihr. Sie ließ es läuten. Dann stand sie auf, zog den schwarzen Pulli an und griff nach ihrer Handtasche samt dem Hausschlüssel.

*

»Zieh dich um, Robert, es wird langsam Zeit.«

Robert Declèr betrachtete seine sandfarbene Hose und das karierte Hemd. »Eigentlich sehe ich nicht ein, warum ich nicht bleiben kann, wie ich bin. Es ist schließlich kein offizieller Anlass.«

Seine Frau lächelte. »Aber offiziell bist du immer noch Rektor. Außerdem ist da ein Grasfleck auf deinem Knie.«

»Die Pfingstrose kränkelt«, sagte er besorgt. »Vielleicht habe ich sie doch zu tief eingepflanzt. Sie hätte längst Knospen bekommen müssen.«

»Sagtest du nicht, dass sie sich erst an ihren neuen Standort gewöhnen muss?«

»Ja, aber doch keine drei Jahre!« Er erwiderte ihr Lächeln, erfreut über ihr Interesse, wusste er doch, dass sie sich nichts aus Gärtnern machte. »Pfingstrosen sind oberflächliche Geschöpfe, die müssen nicht tief in die Erde gesetzt werden.«

»Womit sie viel mit uns Menschen gemeinsam haben.« Sie berührte ihn an der Schulter. »Ich habe an den grauen Anzug gedacht und dir eine Krawatte rausgelegt.«

Er erhob sich gehorsam. »Und du? Kann ich dir irgendwie behilflich sein? Bei einem sexy Reißverschluss zum Beispiel?«

»Wenn du nicht mal merkst, dass ich bereits umgezogen bin, hätte ich mir die Mühe sparen können.« Sie schob ihn aus dem Zimmer. »Nur bei der Perlenkette. Ich bekomme den Verschluss nicht zu.«

Er ging vor ihr die Treppe hoch ins Bad. Anfangs hatte er noch auf sie gewartet, bis er merkte, dass sie es hasste, sich gezwungen zu fühlen, mit ihm Schritt zu halten.

Während er die Hände wusch, hörte er ihre langsamen Schritte im Flur.

»Ich hätte dir die Perlenkette auch bringen können.«

»Ja.« Sie betrat das Schlafzimmer. Die Schiebetür des Einbauschranks klapperte, als sie sie aufschob. Am Tag nach seiner Pensionierung würde er mit Schraubenzieher und Schmierfett durchs Haus gehen. Dann würde er dafür sorgen, dass alle klemmenden Schubladen wieder leicht auf- und zuziehen, quietschende Scharniere geölt würden

und man bei dem Sofa endlich wieder die Rückenlehne verstellen könnte.

Er trocknete sich die Hände ab, sah in den Spiegel und betrachtete seine Tränensäcke. Seine Frau würde bald sterben, aber bis es so weit war, suchte sie noch Anzüge für ihn aus und legte ihm Krawatten heraus.

Und was würde er tun, bis es so weit war? Er würde Unkraut jäten, den Rasen abstecken und die Terrasse erhöhen. Aber als Erstes würde er die Wege verbreitern, damit sie rollstuhlgeeignet waren. All das würde er tun, weil sie wusste, dass er Spaß daran hatte, und es nicht so aussähe, als täte er es für sie. Aber das Haus ... das Haus würde so lange wie möglich bleiben, wie es war. Ohne Komfort, aber doch komfortabel, weil es genau so war, wie sie es sich vorstellte. Ein Haus mit der Grandezza des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Geräumige Zimmer mit hohen Decken, ein eichenvertäfelter Flur mit Marmorboden, ein Buntglasfenster über der breiten Haustür, eine elegante Treppe mit einem kupfernen Handlauf über den gedrechselten Säulen und ein großer Garten. Janna war hier geboren worden und hatte das Haus nach dem Tod ihrer Eltern geerbt. Sie meinte, das Haus müsse eigentlich Sonnenwende heißen, und hatte alle seine Versuche, es zu modernisieren, abgeschmettert. Wenn sie abends ausging, ließ sie überall Lichter brennen, damit sie beim Nachhausekommen sagen konnte: »Schau, es strahlt uns an!«

Er spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht und griff erneut zum Handtuch. Seine Wangen fühlten sich schon wieder stoppelig an, und er musterte unentschlossen die Tube Rasierschaum. Immer öfter ertappte er sich dabei, dass ihn die alltäglichen Handgriffe nervten.

»Robert.«

»Ich komme.«

Er ließ den Verschluss der Perlenkette einschnappen und knipste die Sicherheitsöse zu. »Also kein Reißverschluss?«

»Alter Bock.«

Seine Lippen glitten über ihren Hals. »Junges Gemüse.«

Sie reichte ihm die Krawatte, die er sich wie ein zum Tode Verurteilter umhänge, der selbst mit dem Strick hantieren darf. »Du bist in dieser Woche ganz schön braun geworden, Janna.«

»Nur an den Armen.« Sie griff zu ihrer Tasche. »Als du dich heute Mittag mit deinen Pfingstrosen abgemüht hast, fiel mir wieder ein, dass ich früher um diese Zeit immer Angst hatte, nicht gleichmäßig braun zu werden. Nahtlos, meine ich.«

»Ach ja?«, fragte er verblüfft.

»Nach der Geburt der Kinder musste ich mich schwer beherrschen, nicht auf dem Rasen eine Brücke zu machen.« Sie lachte über sein erstauntes Gesicht. »Frauen wollen keinen braunweißgestreiften Bauch.«

»Eine Brücke machen.« Er band einen Krawattenknoten und fühlte sich wie beschenkt. »Das hast du mir gar nie erzählt.«

»Weil es damals mein Geheimnis war.« Sie zog die Krawatte zurecht. »Lass mich kurz schauen, ob sie richtig unterm Kragen sitzt.«

»Sollen wir zu Fuß gehen oder mit dem Auto fahren?«, fragte er, während er ihr in die Jacke half.

»Jetzt würde ich gern zu Fuß gehen. Aber zurück will ich mit dem Auto.« Sie lachte. »Wie lösen wir das Problem?«

»Auf dem Rückweg nehmen wir einfach ein Taxi. Dann kann ich auch ein Glas Wein trinken. Die Organisatoren haben versprochen, dass diesmal was Anständiges aus-
geschenkt wird.« Er klopfte sich auf die Taschen.

»Deine Schlüssel liegen auf dem Tisch. Hast du die Gartentüren zugemacht?« Beidhändig zog sie die Haustür auf.

Er machte hier und da eine Lampe an, eilte zurück in den Flur, schloss die Haustür ab und betrat den Gartenweg, auf dem sie stehen blieb, um eine frühe Rose zu bewundern. Auf dass er die klemmende Klinke des Gartentors bediente.

*

»Hast du es ihm schon gesagt?« Cis griff zu ihrem Wodka Lime und drückte gleichzeitig ihre Zigarette in dem vollen Aschenbecher aus. »Ich rauche zu viel.«

Mariëlle musterte sie kritisch. »Du trinkst auch zu viel. Das ist schon dein drittes Glas. Und zum Essen bestellst du Wein. Ich dachte, du wolltest abnehmen. Alkohol macht nämlich dick.«

»Und grobe Poren, geplatzte Äderchen und Leberzirrhose.« Cis saugte genüsslich an dem Zitronenschnitz. »Gleich gehen wir essen, versprochen. Es ist gerade mal halb sieben. Du hast es ihm also noch nicht gebeichtet?«

»Wer sagt das?«

»Du, weil du meine Frage nicht beantwortet hast. Willst du es überhaupt?«

Mariëlle sah sich in der Kneipe um, in der das typische Samstagnachmittagspublikum saß. Frauen, die alle die angesagte Leinenhose und ein kurzes Top an hatten, während der flotte Blazer lässig über der Lehne hing. Die Männer trugen Polohemd und Freizeithose. Der Barman fing ihren Blick auf und zeigte fragend auf ihre Gläser. Sie schüttelte den Kopf.

»Nicht?«, fragte Cis erstaunt. »Warum bist du dann in Gottes Namen schwanger?«

»Das meinte ich nicht. Und ja, ich will es schon.«

Sie machte sich nicht länger vor, noch keine Entscheidung gefällt zu haben. Die vergessene Pille war ein »Freud'sches Vergessen«.

»Und wenn sich David querstellt?«

»Dann ist es eben aus.« Sie hielt ihre Hand über das Glas, weil der Barmann doch eine Kellnerin an ihren Tisch geschickt hatte. Sie hatte keine Lust, noch einmal alles mit Cis durchzukauen. Die war nur sensationslüstern und suhlte sich gern in Beziehungsproblemen, wenn sie nicht selbst davon betroffen war.

Cis setzte einen skeptischen Blick auf. »Ich kann mir dich gar nicht hinter einem Kinderwagen vorstellen. Und David erst recht nicht.«

Mariëlle schob den stinkenden Aschenbecher beiseite. David hatte nichts gegen Kinder, er stand ihnen völlig gleichgültig gegenüber. Sie hatten mal in einem Straßencafé gegessen, wo ein paar Kleinkinder um ihren Tisch getollt waren. Ohne das Gespräch zu unterbrechen, hatte er sie mit einer knappen Geste verscheucht, so als handelte es sich um Fliegen. Sie hatte ihn anschließend darauf angesprochen, doch er hatte bloß die Stirn gerunzelt: »Sie waren lästig.« Ihr war nur die instinktive Reaktion der Kinder aufgefallen. Sie tollten weiter umher, mieden aber ihren Tisch. Sie konnte sich noch genau daran erinnern, was ihr in diesem Moment durch den Kopf gegangen war: Wie es wohl war, selbst mit so einem Zwerg hier zu sitzen? Es war das erste Mal gewesen, dass sie so etwas dachte, und der Gedanke hatte eine Unruhe in ihr ausgelöst, die einfach nicht mehr verschwunden war. Sie war einunddreißig, die berühmte biologische Uhr begann zu ticken. Noch nicht laut, aber doch. Erst vor Kurzem hatte ihr Vater scherzhaft erwähnt, dass er bald Zeit hätte, ein Enkelkind zu hüten, woraufhin ihre Mutter süffisant bemerkt hatte: »So weit ist

David noch nicht.« Ihre Mutter konnte David nicht leiden, obwohl er all seinen jugenhaften Charme eingesetzt hatte, um sie umzustimmen.

»Im wievielten Monat bist du jetzt?« Cis nahm den letzten Schluck und stellte ihr Glas etwas zu laut ab.

Die muss ich gleich nach Hause fahren, dachte Mariëlle.
»Fast im zweiten Monat.«

Es würde ein Winterkind werden. Ein Nikolausgeschenk. Etwas von der ursprünglichen Freude kehrte zurück, vertrieb die nervöse Unsicherheit. Sie trug etwas mit sich herum, sowohl im eigentlichen als auch im übertragenen Sinne. Etwas, worüber sie allein entscheiden konnte. Worüber sie bereits entschieden hatte – eine der wenigen selbstständig getroffenen Entscheidungen des letzten Jahres.

Ein Stuhl wurde grob gegen den ihren geschoben, und sie sah sich um. Ein langer Lulatsch, der seine beginnende Glatze dadurch zu verbergen suchte, dass er das Haar knapp über dem Ohr gescheitelt hatte, grinste entschuldigend und legte eine große, warme Hand auf ihre Schulter. Nicht auf ihren Pulli, sondern auf die nackte Haut.

Auf einmal wollte sie nur noch weg und konnte die Kneipe kaum noch ertragen – die laute Musik, die Stimmen, die versuchten, einander zu übertönen, den Rauch, die Hitze. Sie schüttelte die Hand ab und stand auf.

»Gehen wir essen?«, fragte Cis enttäuscht. Sie griff erneut nach ihrem Glas, drehte sich halb zur Kellnerin um und taxierte dabei den langen Lulatsch, der gerade zur Tür ging. Ihre Kopfhaut schimmerte weiß unter den kurz geschnittenen Haaren hindurch, die nach dem letzten Färben etwas zu rot geworden waren.

Sie muss alles übertreiben, dachte Mariëlle verärgert. Zu viel Schminke, zu viel Nikotin, zu viel Alkohol, zu viele Männer.

»Nein, ich gehe nach Hause.« Sie schlüpfte in ihren Blazer.

»Das sind die Schwangerschaftshormone.« Cis blieb sitzen, mit der typischen Sturheit einer Beschwipsten.

»Wahrscheinlich. Außerdem habe ich Kopfschmerzen. Tut mir leid, Cis.« Sie küsste Cis flüchtig auf die Wange.

»Nimm ein Taxi.«

Federwolken standen am violetten Himmel, und über der Gracht hingen Nebelschleier. Die Bäume flirteten mit ihrem Spiegelbild im glatten Wasser.

Mariëlle fröstelte in der kühlen Abendluft. Jetzt schnell nach Hause und in den kuscheligen Jogginganzug schlüpfen, den David so hasste. Nicht nachdenken, nicht nachrechnen, sich einfach mit einer Tiefkühlpizza und der Wochenendzeitung aufs Sofa lümmeln. Sie zog die Autoschlüssel aus der Hosentasche. Kurz glitt ihre Hand über den flachen Bauch. Zwei Gläser Wein. Nichts, weswegen man ein schlechtes Gewissen haben musste.